

Wie viel ist genug ?

Vorbemerkung

Lassen Sie mich Ihnen, Herr Rommert, zunächst sehr herzlich für die ehrenvolle Einladung danken, als *Extragast und Zeitzeuge* zu Ihrer Veranstaltung beitragen zu dürfen.

In der Einladung hatten Sie erwähnt, dass ich in Schloss Bischheim in Sachsen geboren und dort aufgewachsen bin. Das *Dorf* Bischheim lag und liegt etwa 30 km nördlich von Dresden und gehört zum Kreis Kamenz. *Schloss* Bischheim war ein einfaches Herrenhaus – keineswegs ein Prunkschloss wie die bayrischen Königsschlösser. Es war ein großes Haus, in dem die Familie meiner Eltern mit drei Söhnen und den beiden Großmüttern wohnten. Meine Eltern hatten außerdem die Familie einer Schwester meiner Mutter aufgenommen, die nach dem 1. Weltkrieg im Baltikum enteignet und von dort vertrieben worden war. Dazu gehörten drei Söhne, die für mich den Status von großen Brüdern hatten. Einer verunglückte tödlich, als ich gerade drei Jahre alt war. Der Krieg verschlang die beiden anderen wie auch meinen ältesten Bruder.

Außer meiner Familie wohnten Angestellte und Dienstpersonal im Schloss, zum Teil mit ihren Familien. Im Schloss gab es ein großzügig ausgestattetes Treppenhaus, Bibliothek, Klavierzimmer, mehrere Salons und einen repräsentativen Ahnensaal mit Ölbildern von Ahnen, die meine Großmutter gemalt hatte. Gegen Ende des Krieges wurde der Ahnensaal zum Außenlager für Akten des Sächsischen Hauptstaatsarchivs Dresden.

Zum Besitz meines Vaters gehörten Ackerland, Wald, Granitsteinbrüche, eine Markt gärtnerei und eine kleine Fabrik für Schiffstau und Dichtungsmaterialien: die *Bischheimer Fließ- Teer- und Weissstrick-Fabrik*. Die Landwirtschaft hatte schon mein Großvater langfristig verpachtet. Alles andere bewirtschaftete mein Vater unter Mitwirkung von Angestellten selbst (Förster, Gärtner, Werkmeister, Fabrikarbeiterinnen).

Mein Vater legte Wert darauf, dass seine Söhne 4 Jahre lang die Bischheimer Dorfschule und anschließend die Oberschule in unserer Kreisstadt Kamenz besuchten. Den Nationalsozialismus lehnte er von vornherein entschieden ab. Der Besuch der HJ- (Hitlerjugend-) Dienste war jedoch Pflicht für uns Kinder. Meine Eltern sahen es nicht einmal ungerne, dass wir Söhne Führerpositionen in der dörflichen HJ hatten, weil sie nicht wollten, dass wir Befehle von irgendwelchen Nazi-RüpeIn ausführen mussten.

Ansonsten spielten wir mit unseren Dorfschulfreunden im Schloss und im Bischheimer Schlosspark. Der Park gehörte zu den Sehenswürdigkeiten der Oberslausitz. Er war ganzjährig geöffnet und stand jedermann kostenfrei zur Verfügung. Besonders an Sonntagen spazierten ganze Familien mit Kindern, Liebespaare und junge Mädchen in hübschen Kleidern um den Schlossteich herum oder saßen auf den zahlreichen weißen Bänken an den Parkwegen und sangen melancholische Lieder. Der Teich interessierte die Dorfjugend erst im Winter, wenn er mit einer dicken Eisschicht überzogen und Schlittschuhlaufen oder Eishockey möglich war.

Bischheim blieb bis Anfang 1945 vom Krieg verschont. Etwa Mitte Januar 1945 kam der erste Treck aus Schlesien in Bischheim an. Dann folgte ein Treck dem anderen. Der Hof wurde zur Futterkrippe für die Pferde der Trecks, und Schloss Bischheim zu einem Massenlager für die bald schon aus dem östlichen Teil Sachsens fliehenden Menschen, darunter viele bekannte Gutsbesitzer-Familien.

Im März 45 ebte der Flüchtlingsstrom ab. Zu diesem Zeitpunkt konzentrierten die Russen ihre Truppen auf die Einkesselung von Berlin. Nur ihre Tieflieger machten immer mal einen Abstecher nach Süden und lehrten mich, in Deckung zu gehen, wenn ich mit der Bahn oder per Fahrrad in die Oberschule der Kreisstadt Kamenz fuhr. Sie war immerhin noch an zwei Tagen in der Woche geöffnet und verschloss ihre Pforten erst am 17. April für längere Zeit. Allen war klar, dass der Einmarsch der Sowjettruppen unmittelbar bevorstand.

Mein Vater lehnte es ab, einen eigenen Treck vorzubereiten, der als Zielscheibe der Tieflieger besonders gefährdet gewesen wäre und kaum eine Chance gehabt hätte, nach dem Westen durchzukommen. Dagegen schien es ihm geraten zu sein, den verbliebenen Wein auszulagern und das Tafelsilber des Hauses in Sicherheit zu bringen. Für den Wein bot sich ein dekoratives, dicht belaubtes, flaches Wacholder-Rondell als Versteck auf der Parkseite des Hauses an. Das Silber packten wir in eine eiserne Truhe, die im Ahnensaal stand und einen trickreichen Verschließ-Mechanismus hatte. Mein Vater und ich luden sie auf den Handwagen und vergruben sie an einer Stelle im Wald. Später – im Sommer 1945 – schien uns dieses Versteck nicht mehr sicher genug zu sein. Wir haben die Silbertruhe dann wieder ausgebuddelt und bei Freunden im Dorf untergebracht. Nach der Vertreibung unserer Familie aus Bischheim wurde die Silbertruhe wie eine heiße Kartoffel weitergereicht und landete schließlich bei einem unserer Steinbrucharbeiter, der sie bis zur Wende von 1990 auf seinem Heuboden versteckt hielt. Er und seine Frau – früher Köchin im Schloss – waren meinen Eltern herzlich zugetan.

Anfang April 1945 wurde in Bischheim eine *Volkssturm*-Einheit zusammengestellt. Sie erfasste auch die über 60jährigen und Kinder über 14 Jahre, wie mich. Als Angehöriger dieses letzten Aufgebots kam daher auch ich mit etwa 30 weiteren Dorfleuten zusammen. Wir wurden von einem *Politischen Leiter* der Nazipartei auf Hitler vereidigt, der einen Bischheimer Bauern mit seiner Stellvertretung beauftragte und sich auf Nimmerwiedersehen verabschiedete. Dies war die Stunde des Stellvertreters, der das Nicht-Vorhandensein von Waffen feststellte und seine Truppen anschließend nach Hause schickte.

Am 20. April rückte die Frontlinie nach Bischheim vor, Schüsse pfffen durch die Luft und krachten in die oberen Stockwerke des Schlosses. Mein Vater versammelte alle im Haus noch verbliebenen Personen – darunter auch drei polnische Zwangs-Arbeiterinnen – im Fahrradkeller, einem leidlich geschützten Raum. Dessen Tür wurde gegen vier Uhr nachmittags von einem Sowjetsoldaten mit entschärfter Maschinenpistole aufgestoßen. Augenblicklich hoben wir die Arme in die Höhe und ergaben uns. In Windeseile füllte sich der Hof mit mongolisch aussehenden Truppen, die uns kaum beachteten und gleich weiter stürmten. Die Schießerei ebte ab, und wir konnten den Fahrradkeller wieder verlassen.

An den folgenden fünf Tagen zog eine Russen-Einheit nach der anderen durch Bischheim. Sie hatten wenig zu tun und verbrachten ihre Zeit mit Plündern und Vergewaltigen. An meiner im Baltikum aufgewachsenen Mutter vergriffen sie sich nicht. Dabei spielten ihr unerschrockenes Auftreten und ihre Kenntnis der russischen Sprache eine Rolle. Einmal erlebte ich, wie sie einen plündernden Sowjetsoldaten regelrecht anbrüllte, was ihn zum Verlassen des Hauses bewegte. Gleichwohl kamen die Russen häufig, auch nachts, in die Küche, wenn sie etwas zu essen von ihr haben wollten.

Einmal hatte sich ein plündernder Rotarmist ins Zimmer meiner Großmutter verirrt, die im Bett lag und zu schwach zum Aufstehen war. In aller Ruhe räumte er ihren Nachttisch ab. Dabei sah er, dass sie die Augen offen hatte, sagte leise, "spi, Babuschka, spi !" ("schlaf, Großmütterchen, schlaf!") und verschwand unauffällig. *Eigentlich war er doch sehr nett*, sinnierte die Großmama am nächsten Morgen, und nur der Verlust ihrer Uhr dämpfte die Freude über den ungebetenen Gast.

Mir fiel auf, dass sie Kindern nichts taten, doch blieb mir durchaus bewusst, dass mein Leben im Chaos des Kriegsendes nicht viel Wert war. Das hatte auf mich eine befreiende Wirkung, und so versuchte ich, *dabei zu sein*, wenn sich ein Sowjetsoldat anschickte, irgendein Zimmer des Hauses auszuplündern. Das hemmte sie. Sie kramten dann etwas ziellos in den auf dem Fußboden bereits liegenden Inhalten von Schubladen und Schränken herum und zogen bald wieder ab. In einigen wenigen Fällen konnte ich Gegenstände wieder zurück holen, die sie erbeutet und in ihren Lastwagen auf dem Hof deponiert hatten. Unbehellig blieb der Schrank mit meinen Chemikalien, in dem ich einige durch Totenkopf-Aufkleber verschönte Giftflaschen vordergründig platziert hatte.

Am frühen Morgen des 26. April 45 wurden wir auf ein Feld getrieben, wo wir in Gemeinschaft mit vielen anderen Dorfbewohnern Schützengräben für die Russen ausheben mussten. Es ging ihnen nicht schnell genug. Argwöhnisch beobachteten sie uns und feuerten uns an, indem sie uns unter Drohgebärden ständig "rabortj! rabortj!" zuschrien oder auch mal einen Gewehrkolben fühlen ließen. Als der Graben in der beginnenden Abend-Dämmerung schließlich fertig geworden war, durften wir eine Wassersuppe zu uns nehmen, die eine fürsorgliche Frau in einem der benachbarten Häuser für uns zubereitet hatte. Als wir nach dem Mahl ins Freie traten, waren die Russen spurlos verschwunden.

Am nächsten Morgen klärte sich alles auf, denn Soldaten der Waffen-SS rückten in Bischheim ein. Nun konnte aufgeräumt und gesichtet werden. Etwa 20 Tote, zumeist Erschossene, lagen in der Leichenhalle neben der Kirche. Es waren die ersten Toten, die ich in meinem Leben zu sehen bekam.

Der Krieg war in seine bizarre Schlussphase gekommen. Die Offiziere der Waffen-SS-Einheit, die sich im Schloss einquartiert hatten, waren ihrem Rang nach ein Hauptmann, Oberleutnant und Leutnant. Sie versuchten, uns und allen Bischheimern einzureden, dass sie an den Führer, an die *neuen Waffen* und den so genannten *Endsieg* glaubten, der mit diesen Waffen errungen werden könne. Ein auch nur verhalten geäußertes Zweifel am "Endsieg" war lebensgefährlich, und wir flehten meinen Vater an, sich uns zuliebe in Gegenwart der SS-Offiziere mit kritischen Äußerungen zurückzuhalten. Bald wurde deutlich, wie notwendig das war, denn die SS-Truppe sah die Aufstellung von Standgerichten als vordringlich an. Es war schmerzlich zu hören, dass der von uns sehr geschätzte Pastor des Nachbardorfs von ihnen gehenkt wurde. Er hatte beim Einmarsch der Russen eine weiße Fahne auf dem Dach seiner kulturhistorisch wertvollen Dorfkirche angebracht und war denunziert worden.

Der Gipfel der Groteske war am 30. April 1945 erreicht. Das Radio brachte die Meldung, dass der Führer bei der Verteidigung von Berlin, an der Spitze seiner Truppen kämpfend, den Heldentod gefunden habe, und dass Admiral Dönitz sein Nachfolger geworden sei. Mein Vater war neugierig, wie unsere SS-Einquartierung diese Nachricht kommentieren würde, bat sie zu einer abendlichen Gesprächsrunde ins Herrenzimmer und hatte es auf unerklärliche Weise sogar geschafft, ein paar Flaschen Wein aufzutreiben, die den Russen entgangen waren. Ehrfürchtige Trauer über den Verlust des großen Führers erfüllte die SS-Leute, doch meinten sie selbst in dieser Situation noch, uns mit dem Glauben an den Endsieg und mit der Feststellung beruhigen zu müssen, dass das Reich bei Dönitz in den besten nun noch möglichen Händen sei.

Am 5. Mai war klar, dass die deutschen Truppen den wieder vorrückenden Russen weichen mussten. Bischheim sollte "bis zum letzten Mann" verteidigt werden, und die Zivilbevölkerung musste verschwinden. Wir schlossen uns dem Treck eines in der Nähe von Dresden lebenden Onkels an. Drei Tage später hatte unser Treck die Gegend von Teplitz-Schönau in Böhmen erreicht. Der nun (am 8. Mai) eingetretene Waffenstillstand führte zu einer kompletten Auflösung der deutschen Truppenverbände, die ihre Autos, Waffen und Gerätschaften stehen und liegen ließen. Einzeln oder in kleinen Gruppen, zum Teil bereits in Zivilkleidung, machten sich die Soldaten zu Fuß auf den Weg nach Hause.

Für uns war es zu gefährlich, auf dem geplanten Weg durch Böhmen nach Bayern weiter zu trecken, weil wir mit dem Ausbruch des aufgestauten Deutschen-Hasses der Tschechen rechneten. Zu Recht, wie sich bald herausstellte. Es kam also nur eine Rückkehr nach Bischheim in Frage. Sie wurde zum Hindernislauf, da die Russen inzwischen ganz Sachsen besetzt hatten und kaum eine Gelegenheit zur Plünderung ausließen. Ein kleiner Handwagen reichte für das uns verbliebene Gepäck.

Die Ankunft in Bischheim am Abend des 12. Mai war ein Schock: das Schloss war abgebrannt. Noch glühten und rauchten die Trümmer. Eine erste Bleibe fanden wir im Gärtnerhaus, dessen Hintertür offen stand. Tage später waren die Trümmer des Schlosses so weit abgekühlt, dass ich sie näher inspizieren konnte. Fündig wurde ich, als ich Trümmer wegräumte, die die Kellertreppe zugeschüttet hatten. Da die schwere, in den Keller führende Eichentür verbrannt war, konnte ich nun ungehindert in den Keller steigen, wo ich außer ein paar gebackenen Kartoffeln zwei angesengte Kisten entdeckte. Eine enthielt mittelgroße Porzellanteller mit Meißner Muscheldekor. Die andere enthielt Dessert-Gläser. Es war nicht viel, doch freuten wir uns über jedes Stück, das den Brand überstanden hatte und uns an das alte Schloss Bischheim erinnerte.

Das Dorf hatte den Zusammenbruch fast ohne weitere Beschädigungen überstanden. Nur eine große Eisenbahnbrücke war gesprengt worden und hatte die darunter liegende Verbindung von der Dorfstraße zur asphaltierten Chaussee blockiert. Die russischen Besatzer kamen dann nur auf kleinen Nebenstraßen nach Bischheim, und da das Schloss nicht mehr existierte, fehlte ihnen der gewohnte Renommier-Platz für ihre Kommandantur im Dorf. So wurde der Sommer 1945 zu einer für uns friedlichen Zeit, und nur selten verirrten sich Rotarmisten in die Gärtnerei, um sich irgendetwas zu holen. Meist bezahlten sie sogar mit der fortbestehenden Reichsmark-Währung, die nicht mehr viel wert war.

Mein zweiter Bruder Heinrich kehrte am 19. Juni aus amerikanischer Gefangenschaft zurück. Er hatte ordnungsgemäße Entlassungspapiere, ahnte aber nicht, dass alle aus der Gefangenschaft der Alliierten in die sowjetische Besatzungszone entlassenen deutschen Soldaten zur Zwangsarbeit in Russland herangezogen werden sollten. Zu unserem Glück unterließ es der Bischheimer Bürgermeister, die zuständige Behörde in Kamenz über solche Rückkehrer weisungsgemäß zu informieren. Er war mit meinem Vater in die Bischheimer Volksschule gegangen. Als alter Sozialdemokrat war er seiner Überzeugung treu geblieben, respektierte aber die aufrechte Haltung meines Vaters in der Nazizeit. Später ernannte er ihn zum Hilfspolizisten für Bischheim.

Als die Kamenzer Oberschule ihren Betrieb am 1. Oktober 1945 wieder aufnahm, schien eine gewisse Normalität in unser Alltagsleben einzukehren. Das änderte sich, als uns ein Volkspolizist am 17. Oktober beim Mittagessen mit der Aufforderung zu einer "Registrierung" überraschte. Dazu mussten wir uns per Bahn nach Radeberg bei Dresden begeben. Er deutete an, dass wir schon nach wenigen Tagen wieder zurück sein würden. Stunden später fuhren wir daher unter seiner Bewachung mit nur leichtem Reisegepäck los und landeten in einem Barackenlager, das schon den Nazis als Konzentrationslager gedient hatte. Wir befanden uns in bester Gesellschaft, denn zahlreiche, den Eltern bekannte sächsische Gutsbesitzer waren mit ihren Familien bereits angekommen oder kamen nach und nach dazu.

Gleichzeitig lief die so genannte *Bodenreform* der sowjetischen Besatzungszone an: die Aufteilung der Güter in Stücke von je 5 Hektar Größe, die als landwirtschaftliche Betriebe nicht lebensfähig waren. Sie sollten es auch nicht sein, so dass ihre spätere Zusammenlegung mit den zunächst noch fortbestehenden Bauernhöfen zu den *Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften* (LPG) schon vorprogrammiert war. Anfang der 50er Jahre führten die Behörden der so genannten *Deutschen Demokratischen Republik* (DDR), die sich selbst als *Arbeiter- und Bauern-Staat* bezeichnete, diesen zweiten Teil der Bodenreform in brutaler Weise durch. Nun wurden auch die Bauernhöfe konfisziert und in die *Sozialistischen Großbetriebe* der LPG eingegliedert.

Im Herbst 1945 war davon noch nicht die Rede, doch bauten die kommunistischen Machthaber auf den Neid der Besitzlosen und überließen es dörflichen Komitees, die Zersplitterung der Güter durchzuführen. Der Bischheimer Bürgermeister hielt diese Aktion für absurd und setzte durch, dass nur ein kleiner Teil des Gutes in 5-Hektar-Betriebe aufgeteilt wurde. Der Rest wurde ebenfalls entschädigungslos enteignet und als *Staatsgut* bezeichnet. Den kommunistischen Behörden gefiel das gar nicht. Sie setzten den Bischheimer Bürgermeister ab und führten die von vornherein vorgesehene Aufteilung des Ritterguts in etwa 40 Kleinstbetriebe schließlich doch noch durch. Sie hatte weitreichende Konsequenzen, denn die 40 Nutznießer konnten nicht wirklich über ihr neu erworbenes "sozialistisches Eigentum" verfügen. Dieser Mangel wurde erst *nach* der politischen Wende – im März 1990 – von der letzten noch amtierenden Kommunistenregierung der DDR behoben. Sie überführte das *sozialistische Eigentum* in verfügbares, rechtlich unanfechtbares Eigentum und versuchte, sich die Gunst der Wähler damit zu erkaufen – vergeblich, wie sich schon bald erwies.

Schon im Herbst 1945 hatten die Kommunisten erkannt, dass die Konfiskation aller landwirtschaftlichen Betriebe über 100 Hektar eigentlich unpopulär war. Sie wurde daher durch Reizworte, wie "Großgrundbesitz", "Feudalherren", "Junkerkaste", "kapitalistische Ausbeuter" und dergleichen, wie auch durch verlogene Parolen, wie "Junkerland in Bauernhand", propagandistisch aufgeheizt. Primär ging es ihnen darum, die Gutsbesitzer auszuschalten, die durch Bildung und gesellschaftliche Verbindungen zweifellos einen großen Einfluss auf die kulturelle Profilierung des Dorfes hatten. Die Inhaftierung der Gutsbesitzer in Konzentrationslagern und ihre verlogene Diffamierung als "Steigbügelhalter des Faschismus" schien den kommunistischen Behörden daher vordringlich zu sein. Folgerichtig ging es ihnen nicht nur – wie vorgeschützt – um die Vergabe von Ackerflächen an landlose Bauern, sondern um den *Gesamtbesitz* und die *Vertreibung* der Gutsbesitzerfamilien.

In Bischheim protestierten sogar die Kommunisten gegen die Vertreibung unserer Familie. Sie honorierten die aufrechte Haltung meines Vaters in der Nazizeit und verschafften ihm später sogar eine untergeordnete Stellung in seiner zwischenzeitlich "volkseigen" gewordenen Fabrik. Die im Übrigen entwürdigenden Begleitumstände der Enteignung, die empörende Behandlung der Gutsbesitzerfamilien in den Konzentrationslagern Radeberg und Coswig und besonders auf dem fünf Tage dauernden Transport in geschlossenen Viehwagen wurden später im *Schicksalsbuch des Sächsischen Adels* dokumentiert. Der Transport endete in Prora auf der Insel Rügen – einem Barackenlager in unmittelbarer Nähe einer gigantischen, damals noch unvollendet gebliebenen Betonburg, die für Zwecke der nationalsozialistischen Arbeiterwohlfahrt errichtet worden war. Es war kalt geworden, und schon das Bedürfnis, unsere Kleidung der Jahreszeit anzupassen (Anfang November), erzwang eine Rückkehr nach Bischheim. Zwar konnte der Rügendam, der das Festland mit der Insel verbindet, nur mit behördlicher Erlaubnis betreten werden, doch zum Glück war der russische Kontrollposten betrunken und interpretierte unsere schon in russischer Sprache verfassten Personalausweise als Passierscheine.

Trotz einiger Vorsichtsmaßnahmen schien sich unsere Rückkehr in Bischheim wie ein Lauffeuer herumzusprechen. Um erneuter Verhaftung zu entgehen, wurde ich als Erster in einen Zug befohlen, der mich zu Freunden in Thüringen brachte. Dort begann ich eine gärtnerische Lehre. Da ich fleißig arbeitete und Vorkenntnisse aus Bischheim mitgebracht hatte, schien der Meister mehr als nur einen gelehrigen Schüler in mir zu sehen, denn als ich meinen Dienst bei ihm schon nach vier Monaten wieder abbrach, war er sehr enttäuscht. Er nannte es unklug, dass ich die *Lebensstellung*, die er mir bieten wollte, nunmehr leichtfertig aufgab. Ich musste jedoch die sowjetische Besatzungszone verlassen, um einer abermaligen, auch in Thüringen noch drohenden Deportation nach Rügen zu entgehen.

Der Übergang in die englische Besatzungszone war mit kilometerlangen Märschen durch unwegsames Waldgebiet und mit der Gefahr der Ausplünderung durch Bewacher der Zonengrenze verbunden, aber dadurch erleichtert, dass täglich Tausende diesen Weg beschritten. Ich war im Schlepptau von Freunden, und so liefen wir nach kurzer Registrierung im Durchgangslager Friedland bei einem Onkel in Hannover ein.

Ende Mai 1946 wurde ich nach Bremen eingeladen, um dort meinen in Kamenz abgebrochenen Schulbesuch fortzusetzen. Einladende war Irmgard Bucerius, eine Freundin meiner Eltern (und Nachfahrin des Reformators Martin Bucer [1491-1551]). Die Eltern hatten meiner Übersiedlung nach Bremen bereits brieflich zugestimmt.

(Im Sommer 1946 waren große Teile der Stadt Bremen noch vom Bombenkrieg verwüstet. Aus dem weiten, Hafen-nah gelegenen Trümmerfeld zwischen dem Marktplatz und dem Norden von Bremen ragten gerade noch ein paar niedrige, bizarre Fragmente heraus. Nur *eine* der zerstörten Weserbrücken war repariert und stellte eine notdürftige, aber für den Straßenbahnverkehr noch nicht geeignete Verbindung zwischen der Altstadt und der Bremer Neustadt her. Rathaus und Roland-Säule standen noch, aber der Bremer Dom hatte ein klaffendes Loch in der Decke eines der Seitenschiffe. Der berühmte Bremer Schütting (Haus der Bremer Kaufmannschaft), ein prachtvoller Renaissance-Bau am Marktplatz, war ausgebrannt. Weitgehend unzerstört geblieben war das Villenviertel im Süden der Stadt. Hier hatten die amerikanischen Besatzer ihr Quartier bezogen.)

Irmgard Bucerius wohnte seit den 30er Jahren in einer Drei-Zimmer-Wohnung im Stadtteil Schwachhausen am Ende eines Mehrfamilienhauses, dessen anderes Ende durch einen Bombentreffer nur leicht beschädigt war. Mir erschien ihre in der dritten Etage gelegene Wohnung als eine Oase der Gepflegtheit und der Wohnkultur. Irmgard Bucerius war Bürochefin in einem Rechtsanwaltsbüro. Sie konnte dabei nicht reich werden, doch lernte sie eine große Zahl von Menschen kennen, die ihr mit Hochachtung und Verehrung begegneten. Einer war der Bremer Kaufmann Wilhelm Volkmann (Inhaber der Delsack-Betriebe in Bremen-Gröpelingen), den Irmgard Bucerius gebeten hatte, meinen Schulbesuch in Bremen zu finanzieren, was er spontan zugesagt hatte. Volkmann und seine Frau lebten in einer repräsentativen Villa im nahen Stadtteil Horn. Sie waren Urbilder hanseatischer Lebensart.

Die 5.Oberschulklasse, in die ich (im August 1946) eingegliedert wurde, entsprach meinem Wissensstand, nicht aber meinem Alter. Irmgard Bucerius erwirkte, dass ich versuchsweise in die meinem Alter gemäße 6.Klasse überwechseln durfte. Das hatte weitreichende Konsequenzen, denn ich musste zunächst sagen, ob ich lieber in den sprachlichen oder den naturwissenschaftlichen Zweig dieser Klasse übergehen wollte. Meine sofortige Entscheidung für den naturwissenschaftlichen Zweig schien mir damals logisch zu sein, doch ein Jahr später war mir klar, dass das falsch gewesen war. Ich hatte übersehen, dass mir dadurch die Chance entging, in der Schule Französisch zu lernen. Hastig belegte ich einen Kurs der Bremer Volkshochschule, der nur wenig in die französische Sprache einführte. Und dabei ist es leider geblieben.

In meiner neuen Klasse war ich vom Mathematik-Unterricht zunächst total überfordert. Ich nahm Nachhilfestunden bei einem arbeitslosen schwäbischen Studienrat, der nur wenige Wochen brauchte, um mich auf das mathematische Niveau meiner Klasse zu heben. Außerdem begeisterte er mich für die Physik. Mein späteres Chemiestudium in Göttingen endete daher folgerichtig mit einer Diplomarbeit in Physikalischer Chemie. Außer dem Universitätsinstitut gab es in Göttingen das Max-Planck-Institut für Physikalische Chemie. Ich ließ mir einen Termin zur Vorstellung bei dem Direktor dieses Instituts geben: Karl Friedrich Bonhoeffer, der mich in ein längeres, sehr anregendes Gespräch verwickelte und sich nach meinen Interessen und Erfahrungen erkundigte.

Jahre später erfuhr ich, dass das eine Aufnahmeprüfung gewesen war. Bonhoeffer stellte mich in seinem Institut ein, in dem mehrere begabte Nachwuchswissenschaftler ihre eigenen Forschungsgebiete in selbständigen Abteilungen weiterentwickelten. Ich durfte erst einmal hospitieren, bevor ich mich der Arbeitsgruppe von Manfred Eigen anschloß. Eigen hatte ein neues, richtungweisendes Prinzip zur Untersuchung schneller chemischer Reaktionen erdacht. Er entwickelte zahlreiche Methoden, mit denen zeitliche Verläufe chemischer Reaktionen verfolgt werden können, die innerhalb von Milliardstelsekunden vollständig abgelaufen sind. Viele Jahre später (1967) erhielt er den Nobel-Preis für seine Arbeiten.

Nun zur Frage, wie meine Familie und ich mit den Verlusten umgegangen sind. Wir waren ja nicht die Einzigen. Außer der Meinen hatten ungezählte andere Familien ihre Häuser und materiellen Lebensgrundlagen durch den Krieg verloren. Meine Mutter war vor dem ersten Weltkrieg im Baltikum aufgewachsen und mit dem Procedere der Vertreibung und der Konfiskation ihres elterlichen Besitzes durch kommunistische Machthaber bereits vertraut. Auch die aus Brandenburg stammende Familie meiner Frau war entschädigungslos enteignet und des Landes verwiesen worden. Insgesamt waren etwa 12 bis 14 Millionen Deutsche und deutschstämmige Angehörige verschiedener Staaten zwischen 1944 und 1950 von Flucht und Vertreibung betroffen. Wo immer ich in dieser Zeit mit anderen Menschen ins Gespräch kam, hörte ich die Klage: *Wir haben alles, alles verloren!* Nur von Angehörigen der besonders betroffenen Adelsfamilien habe ich Jammern und Klagen nie gehört. Vermutlich ist das mit den Prinzipien des Adels nicht zu vereinbaren.

Typisch für das Selbstverständnis des Adels sind

- Familiäre Solidarität (Verantwortung für in Not geratene Familienmitglieder)
- Übernahme gemeinnütziger Tätigkeiten,
- Unglück und Verluste mit Haltung ertragen,
- Ablehnung von übertriebenem Ehrgeiz.

Schriftlich formuliert haben die Adelsverbände der Länder Europas einen *Ehrenkodex des Europäischen Adels*. Dazu gehören Respekt gegenüber anderen Traditionen, Achtung zwischen den Generationen, Übernahme von Verantwortung, und Selbstverständlichkeiten, wie das Einhalten eingegangene Verpflichtungen, Wort halten, Pünktlichkeit und Manieren, auch bei Tisch, Anerkennung des Humors in unserer Gesellschaft, usw..

Angehörigen des Adels wird manchmal verübelt, dass sie am liebsten unter sich seien. Das ist zum Teil zutreffend, aber nicht ungewöhnlich, denn auch Sudetendeutsche, Wolgadeutsche, Banater Schwaben und Angehörige vieler Berufsgruppen haben gemeinsame Probleme und verkehren am liebsten miteinander.